Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 5 (1949)
Heft: 7

Artikel: "Am Rande der Schulgrammatik"
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420130

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sprachspiegel

Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Heumonat 1949 33. Jahrgang der „Mitteilungen" 5. Jahrg. Nr. 7

Goethe über „Composition".

. . . Ebenso ungehörig (wie das Wort „Materialien") gebrauchen die Franzosen, wenn sie von Erzeugnissen der Natur reden, den Ausdruck „Composition". Ich kann aber wohl die einzelnen Teile einer stückweise gemachten Maschine zusammensetzen und bei einem solchen Gegenstande von Composition reden, aber nicht, wenn ich die einzelnen lebendig sich bildenden und von einer gemeinsamen Seele durchdrungenen Teile eines organischen Ganzen im Sinne habe. — Es ist ein ganz niederträchtiges Wort, das wir den Franzosen zu danken haben und das wir sobald wie möglich wieder loszuwerden suchen sollten. Wie kann man sagen, Mozart habe seinen Don Juan „componiert"!? — „Composition!" — Als ob es ein Stück Kuchen oder Biscuit wäre, das man aus Eiern, Mehl und Zucker zusammenrührt! — Eine geistige Schöpfung ist es, das einzelne wie das ganze aus einem Geiste und Guß und von dem Hauche eines Lebens durchdrungen, wobei der Produzierende keineswegs versuchte und stückelte und nach Willkür verfuhr, sondern wobei der dämonische Geist seines Genies ihn in der Gewalt hatte, so daß er ausführen mußte, was jener gebot.

(Zu Eckermann am 20. Juni 1831)

„Am Rande der Schulgrammatik"

Unter diesem Titel hielt unser geschätztes Mitglied Prof. Dr. Karl Schmid an der letzten Jahresversammlung einen Vortrag oder eine Plauderei, wie er es bescheiden nannte. Er hatte die Arbeit nicht niedergeschrieben, sondern sprach frei an Hand von Beispielen aus dem Brief-

wechsel von Schiller und Goethe. Er hat uns diese Beispiele wohlgeordnet zur freien Verfügung gestellt.

Es sei versucht, an ihrer Hand zu zeigen, daß das Verhältnis der Schulregel zum Sprachgebrauch der Klassiker nicht ganz so einfach ist, wie wir meistens glauben, daß sich die Schriftsteller, die als unsere Muster gelten, Freiheiten erlaubt und, grob gesagt, manchmal „Fehler" begangen haben, die man heute einem Primarschüler nicht mehr verzeiht. Sehen wir uns die Beispiele einmal an, von uns aus.

Zur Wortlehre. Schiller schreibt seinem Freunde, er habe für die nächste Nummer seiner Zeitschrift noch „keine glänzende" Aussichten, und ein andermal, Therese (im „Wilhelm Meister") erhebe sich über „alle jene bornierte" Naturen; Goethe bittet Schiller um Verzeihung dafür, daß er „die auf Italien sich beziehende" Bücher noch nicht geschickt habe. So sagte man vor 150 Jahren auch noch: „Alle gute (neben ‚guten') Geister." Seither hat sich der Sprachgebrauch nach „keine, alle" zugunsten der schwachen Formen durchgesetzt; wir sagen: „keine glänzenden Aussichten", „alle jene bornierten Naturen", „die sich beziehenden Bücher", und man darf sich nicht mehr auf Goethe und Schiller berufen, die hätten es „auch so gemacht". So durfte auch Schiller ein Gedicht mit der Anrede beginnen: „Lieben Freunde!", was wir heute einfach als falsch empfinden würden. Man hat sich auch hundert Jahre später noch gestritten, ob Bismarck gesagt habe: „Wir Deutsche" oder „Wir Deutschen" — hier schwankt der Gebrauch heute noch. — Schiller wünschte die „Xenien" als „ein eigenes Ganze" herauszugeben, weil sie so „ein gewisses Ganzes" vorstellen würden. Ob er dabei absichtlich wechselte oder unbewußt aus Unsicherheit, wird schwer festzustellen sein. — Man hat schon den Untergang des Wesfalls prophezeit; er soll mit „von" umschrieben werden, wie es in den Mundarten und in der hochdeutschen Umgangssprache schon vielfach geschieht. Das kommt auch schon bei Schiller vor, wenn er schreibt: „Das gehört zu Ihrer poetischen Individualität, und in den Grenzen von dieser müssen Sie ja bleiben!" Mit dem Wesfall hätte er sagen können: „. . . in den Grenzen dieser" oder dann besser „in ihren" oder „deren Grenzen". Gewisse Leute würden auch schreiben: „in den Grenzen derselben." Goethe sah beim Bildhauer Dannecker das Gipsmodell „eines Kopfes vom gegenwärtigen Herzog" — hier wollte er wohl den häßlichen

Gleichklang „des Kopfes des Herzogs“ vermeiden; das hätte er aber auch tun können durch die Umstellung „Das Gipsmodell vom Kopfe des Herzogs.“ In einer Abhandlung hätte er das wohl verbessert, in einem persönlichen Briefe ließ er es stehen. — Merkwürdig frei ging man damals noch um mit dem Mittelwort der Gegenwart: Schiller wünscht Goethe Stimmung „zu dem in petto habenden Gedicht“ (wie auch Goethes Werther sich Pistolen entlehnt „zu einer vorhabenden Reise“). Das empfinden wir heute als unmöglich. — Schiller hat wohl lateinisch „nos = wir“ richtig deklinieren gelernt: „(Miserere) nostrum“, beugt aber deutsches „wir“ falsch zu „unserer“ statt „(Erbarme dich) unser“. Das kommt heute noch vor, aber viele empfinden es doch schon als falsch. Wenn aber Goethe „Überbringer“ schwach beugt („Befehlen Sie Überbringern“, „Ich grüße Sie schönstens durch Überbringern“), so erlaubt er sich das doch wohl nur in einem Briefe an einen vertrauten Freund und in bewußtem Scherz aus Bequemlichkeit (nach dem Muster „Muttern“), um sich das Geschlechtswort zu ersparen.

Nach „voll“ stand früher immer der Wesfall (so bei Luther: „voll süßes Weines“), aber schon im 18. Jh. drangen daneben die Formen „voll von“ oder der bloße Wemfall ein (Wieland: „voll ziemlich saurem Wein“); heute noch sind alle drei Formen erlaubt; aber wenn Goethe schreibt, das neue Buch der Frau v. Staël sei „voll geistreichen, zarten und kühnen Bemerkungen“, würden wir doch eher den Wesfall erwarten. — „Hängen“ für „hangen“, „frägt“ für „fragt“ kommt auch schon bei unsern Klassikern vor; das erste ist unterdessen weiter vorgedrungen als das zweite. — Man unterschied bis ins 18. Jh. das zielende („transitive“) schwache „verderben“ für „zugrunde richten“ von dem ziellosen starken „verderben“ = „zugrunde gehen“. Schiller schreibt noch richtig: „Der Zorn verderbt (nicht: verdirbt) das Beste“, aber für das Mittelwort braucht er doch die starke Form: „Der Vormittag wurde mir verdorben“, die auch wir jetzt immer gebrauchen, wenn nicht jemand als „moralisch verderbt“ bezeichnet werden soll. Schon Goethe kann nicht mehr unterscheiden zwischen zielendem schwachem „schmelzen“ (er schmelzt, er schmelzte) und ziellosem starkem „schmelzen“ (er schmilzt, er schmolz) und schreibt, die Masse von Phänomenen sei so groß, „wenn man sie . . . nicht mutwillig verschmilzt“. Über diese Unterscheidung herrscht heute noch ziemlich große Unklarheit. — Den Widerspruch zwischen

natürlichem und grammatischem Geschlecht hat er zugunsten des ersten entschieden: „Die Fräulein, die ich soeben fragen lasse, will es . . . vermieten.“ Das erlauben wir uns heute fast nur in der Mundart: „D' Fräulein“ (oder lautgetreu: „Pfräulein“); doch sagt die Sprachlehre Sütterlins (1910), daß Formen wie „die Fräulein Meyer“ und „Ihre Fräulein Tochter“ heute wieder mehr und mehr aufkämen.

Zur Satzlehre. Wenn sich Schiller wundert, „was ihm (Humboldt) ankam“, so wundern wir uns, was Schiller ankam, als er „ihm“ schrieb statt „ihn“, aber dieser merkwürdige Wemfall kam hie und da vor. — Daß der „grammatische Selbstmord“, d. h. die Unterdrückung des „ich“, im Zeitalter des Absolutismus auch bei den Klassikern üblich war (Schiller: „Die erste Lieferung habe heute abgesendet“), wundert uns dagegen nicht, ist aber auch kein Grund, ihn heute noch nachzumachen; er blüht doch wohl nur noch bei ganz rückständigen Kaufleuten. Die heute in allen Handelsschulen bekämpfte Umstellung („Inversion“) nach „und“ (den „Satzdreh“ nennt sie Engel) kommt in diesen Briefen natürlich auch vor: „Die Xenien nehmen sich . . . sehr gut aus, und wird diese ernste Gesellschaft gewiß auch gut aufgenommen werden.“ (Goethe). Man mag dahinter manchmal eine stilistische Feinheit finden — wenn man wacker sucht, aber heute entschädigt sie unser geregelteres Sprachgefühl nicht mehr für die Verletzung. — Die Wendung „um zu“ dient dazu, die Angabe einer Absicht, eines Zweckes einzuleiten: „Ich trat in den Laden, um ein Paar Schuhe zu kaufen.“ Heute wird sie aber vielfach mißbraucht, um überhaupt eine Weiterentwicklung und den Abschluß einer Tätigkeit anzugeben, auch wenn keine oder sogar die gegenteilige Absicht herrscht: „Wir schieden als gute Freunde, um uns nie wiederzusehen.“ Man kann aber nicht als alter Mann mit einer Rückfahrkarte wieder einmal die alte Heimat besuchen, „um dort zu sterben“, wie es etwa in einem Nachruf heißt. Aber schon Gellert schrieb: „Marianne erholte sich aus der Ohnmacht, um in die andere zu fallen.“ Und Goethe bezieht den „verkürzten Nebensatz“ auf das falsche Wort, wenn er schreibt: „Da ich heute früh eine Gesellschaft erwarte, um Meyers Arbeiten zu sehen, . . .“; denn die Gesellschaft will sie sehen, nicht der Schreiber selbst. Und die bis zur allzu höchsten Stufe getriebene Verwendung, die wir aus der Redensart kennen: „Das ist zu schön, um wahr zu sein“ (man stelle sich das vor!), findet sich bei

Schiller, wo er von einem schlechten Dichter schreibt, er halte sich „für zu original, um auf das Metrum den nötigen Fleiß zu legen". Besser wäre in solchen Fällen statt der bequemen Nennform mit „um zu" ein Nebensatz: „. . ., als daß er . . . legte." Auch andere offenbar falsche Verbindungen kommen bei den hohen Herren vor. Eine gewisse Stimmung ist Goethen „um so auffallender, weil er sie seit langem nicht mehr empfunden hat"; aber nach „um so" kann man nur sagen „als", oder dann sagt man einfach, sie sei ihm darum so stark aufgefallen, weil . . . — Geradezu mundartlich oder umgangssprachlich mutet es uns an, wenn wir bei Goethe lesen: „Keinen eigentlichen Stillstand an Faust habe ich noch nicht gemacht" — also doppelte Verneinung wie in „Nichts Gewisses weiß man nicht." — Fast schweizerdeutsch berührt uns: „So ein wichtig Phänomen" oder „mit so einem schönen Talent" (Goethe) für „ein so". — Eine wichtige Aufgabe der Volksschule ist es, den Kindern beizubringen, daß man nicht „auf Zürich" reist, sondern „nach Zürich". Aber Goethe schreibt in ein und demselben Satze beides: er gehe „nach Leipzig" und . . . (drei Zeilen weiter) „auf Dessau". Von seiner dritten Schweizer Reise erzählt er, sie seien von Richterswil „auf Einsiedeln" und von da „auf Schwyz und Brunnen" gefahren, von Flüelen „nach Altdorf" gezogen, auf der Heimreise „auf Horgen" gewandert und von da wieder „nach Stäfa" geschifft. (Heute hat dieses „nach" bereits unser Schweizerdeutsch erobert!)

Was sollen wir von diesen „Klassikern" halten? Was beweisen uns diese Beispiele? — Einmal das, daß die Grammatik keine Mathematik ist, die Sprachlehre nicht nur ein anderes „Fach" als das Einmaleins, sondern in ihrem ganzen Wesen etwas ganz anderes. Die Gesetze der Mathematik sind ewig und übermenschlich, die der Grammatik menschlich und vergänglich. Wie schon einmal gesagt: 7 × 8 haben schon vor Jahrtausenden 56 ergeben und werden nach Jahrtausenden soviel ergeben, aber Laut-, Wort- und Satzformen ändern sich im Laufe der Zeit, die einen rascher, die andern langsamer. Grimm bemerkt, daß wir das Vorwort „auf" oft im Sinne von „nach" und mit diesem abwechselnd verwenden; „nach" sei „heute gewöhnlicher, ohne daß ‚auf' darum ein Fehler ist." Aber das steht im 1. Bande, der die Jahreszahl 1854 trägt, und wenn heute ein Schüler schreibt, er sei „auf Bern" gefahren, so ist es einfach die Pflicht des Lehrers, ihm das als

Fehler anzustreichen. Sollte sich der Schüler — was er schwerlich tun wird — auf Goethe berufen, darf man ihm ruhig und bestimmt sagen, das sei 150 Jahre her, und heute sage man in gut sein sollendem Schriftdeutsch nun einmal „nach" und nicht „auf". Ob es dabei bleibe, müssen wir der Zukunft überlassen. Mit der Zeit wird die Sprache in ihren Formen immer fester geregelt, aber bändigen läßt sie sich nicht, auch nicht von einer Sprachakademie, und eine solche hat das Deutsche auch nie gehabt. Gegenüber der heute häufigen Klage über die „Verwahrlosung der Sprache" ist denn doch zu sagen: Man begeht gewiß heute Fehler und Geschmacklosigkeiten, die man früher nicht begangen hat; aber es wäre einmal zu untersuchen, ob man dafür früher nicht andere Fehler und Geschmacklosigkeiten begangen habe. Und wie unsere Beispiele zeigen, kamen viele der heutigen schon zur Klassikerzeit, ja bei den Klassikern selber vor. Welcher Deutschlehrer würde die Stellen nicht anstreichen: „Sein sonstiger Ernst und Trockenheit", „gegen seine Gesinnungen und Willen", „jeden Tag und Stunde"? Oder würde er die Verbindung nicht anfechten in den Sätzen: „Ich erinnere mich einer Auktion, der ich von Anfang bis zu Ende beiwohnte und . . . manches erstand" oder „Blumen, welche er sorglich einschaltete und das Ganze nach und nach . . . zusammenbildete."? Und doch steht das alles bei Goethe, und zwar nicht in den Briefen, sondern in „Dichtung und Wahrheit". Das Sprachgefühl mag sich auf einigen Feldern vergröbert haben, auf andern aber hat es sich verfeinert.

Unsere Klassiker können als „mildernden Umstand" für ihre „Fehler" auch die Tatsache anführen, daß sie nie einen planmäßigen Unterricht in deutscher Sprachlehre genossen haben, wie ihn heute jeder Volksschüler im hintersten Bergdorf genießt. Das gab es damals noch gar nicht! Sie stehen zeitlich knapp vor dem Anfang, also noch ganz am „Rande der Schulgrammatik". Sie haben wohl lateinisch dekliniert und konjugiert und kompariert, aber nie deutsch. Und haben trotzdem noch ganz ordentlich geschrieben! Heute haben wir andere, festere, gesichertere Zustände. Und das ist gut so. Die „dichterische Freiheit" wollen wir den Dichtern überlassen und nicht den Schülern. Es ist für unsere Jugend eine Wohltat, wenn ihr feste Formen eingeprägt werden. Man versteht sich besser, wenn man weiß, wie es gemeint ist, wenn man weniger abgelenkt wird durch Abweichungen von dem, was man selber gewohnt ist. Man wird

weniger gequält von der Frage: „Was ist da eigentlich richtig?" Es ist eine Wohltat, wenn man sicher weiß, daß die Formen von „tragen" heißen „trägt, trug, getragen", von sagen „sagt, sagte, gesagt". Bei „fragen" aber ist Unsicherheit eingetreten: „frägt" oder „fragt"? „frug" oder „fragte"? (Nur daß es heißt „gefragt" und nicht „gefragen", wie die „Frägt-Frug-Leute" eigentlich sagen sollten, das sitzt noch fest.) Solche Schwankungen und Doppelspurigkeiten erregen immer wieder Zweifel, Unruhe und Ablenkung, die sich gar nicht lohnen; denn schließlich tun auch die falschen Formen ihren Dienst; „es geht auch so". Daneben aber gibt es doch Fälle, die man ohne Gnade und Barmherzigkeit als falsch bezeichnen und bekämpfen muß, auch wenn „beste" Zeitungen sie häufig bringen. Bei aller Duldsamkeit gegen mundartliche Abweichungen von der allgemeinen Regel, die gerade wir Deutschschweizer fordern dürfen und mit Erfolg gefordert haben, heißt der Wemfall zu „man" nun einmal „einen", und es ärgert einen, wenn einer dafür sagt „einem". Das Mißliche an der Sache ist, daß man es den einzelnen Fällen nicht ansieht, ob sie zu den grundfalschen Formen gehören, wo die Regel unerbittlich ist, oder zu den nur „verhältnismäßig" falschen, wo man eine gewisse Freiheit oder Milde walten lassen kann. „Ihr hängt" muß man heute neben „ihr hangt" durchaus gelten lassen; aber — so ähnlich die Lage zu sein scheint — „ihr fängt" für „ihr fangt" ist einfach falsch. In welchem Maße man dem Schüler in der Schulgrammatik die Regel bewußt macht oder sie auf dem Wege über gute Schriftsteller, ihm unbewußt, beibringt, ist eine Frage für sich.

Zu den zeitlichen Unterschieden kommen, wie schon angedeutet, noch die landschaftlichen. Es hat für die deutsche Sprache nie einen dauernden geistigen und damit sprachlichen Mittelpunkt gegeben, wie ihn das Französische in Paris hatte. Der norddeutsche Leser vermißt nichts, wenn er in einem Briefe Storms liest: „Man sagte mir, meine Sachen seien in Gotha noch neulich in einem Kränzchen vorgelesen"; wir übrigen Deutschsprachigen würden unbedingt beifügen „worden", und wir können nur hoffen, diese norddeutsche Nachlässigkeit verbreite sich nicht so stark wie der Verlust der Möglichkeitsform zum Beispiel im abhängigen Satz: „Frau J. fragte ihren Mann, ob er weiß, . . ." (Sudermann).

Dann kommt es auch immer noch etwas darauf an, was man schreibt. In einer geschichtlichen Erzählung darf man sich mehr Altertümlichkeiten

erlauben als in einem politischen Zeitungsartikel, in einem persönlichen Briefe mehr als in einem Werk für die Öffentlichkeit. Daran ändert sich auch nichts, wenn die Briefe nachträglich gedruckt werden; es würde ihren Reiz vermindern, wollte man sie vorher noch „korrigieren"; das darf man höchstens in der Rechtschreibung.

Immerhin wird uns die Betrachtung der „Fehler" bei den Klassikern zur Milde stimmen auch der Gegenwart gegenüber und zu der Einsicht: Es ist alles „relativ". Es sind nicht alle Abweichungen von der Schulregel gleich schwer zu beurteilen, und der Lehrer sollte die Fehler, die er angestrichen hat, nicht bloß zählen, sondern auch wägen. Wenn der Schüler schreibt, der Hund habe „gebollen", sollte das nicht so schwer wiegen wie etwa in einem Brief die Anrede „An Herr Meyer", obschon beide Fehler ihren Ursprung in der Mundart haben. „Gebollen" war auch einmal richtig, noch für Lessing und Goethe, „an Herr" aber war es noch nie und widerspricht einem Hauptgesetz der hochdeutschen Schriftsprache: bei gewissen Wörtern den Wenfall durch die Endung -en oder -n auszudrücken.

Es gibt zwei Berufe, denen vor allem an einer festen Regel gelegen sein muß und denen die Freiheit oft Verlegenheit bereitet: den Beruf des Lehrers und besonders den des Druckers. Dem Lehrer erspart die Regel oft die lästige Frage des Schülers: „Sagt man so oder so?" Steht er mitten auf dem Boden der Sprachlehre, wird es ihm eine Genugtuung sein, wenn er fest und sicher antworten kann: „So sagt man!" Vom Rande der Schulgrammatik aus wird er oft antworten müssen: „Ich weiß es nicht; ich glaube, man kann beides sagen." Vielleicht ist es ihm gleichgültig; vielleicht aber (und hoffentlich) wird es ihn doch etwas beunruhigen, wenigstens beschäftigen. Gar nicht gedient ist mit der Freiheit dem Schriftsetzer und seinem Korrektor. Schließlich kann er sich ja auf sein „Manus"(-kript) berufen; aber es geht ihm einfach gegen sein Berufsbewußtsein, in der einen Zeitungsspalte „fragt" und in der andern „frägt" setzen oder stehenlassen zu müssen. Er will wissen, welches richtig ist und welches falsch, und wenn allenfalls beide richtig sind, welches das bessere und welches das weniger gute.

Aber wir sind nicht alle Schriftsetzer; die meisten von uns sind Leser. Dem Schriftsteller, wenn er es wirklich ist, werden wir eine gewisse Freiheit gewähren müssen — vom Rande der Schulgrammatik aus.